Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 28. | Grand Island, Nebr., 29. Mai 1908. (Zweiter Theil.) | Nummer 40.

Ergebung.

Soll ich nun danken oder klagen,
Daß so sich mein Geschick enthüllt,
Was ich erhofft in jungen Tagen,
In reifen Jahren sich erfüllt?

Wie anders hat es sich gestaltet,
Als das geliebte Ideal.
Und doch scheint dieses mir veraltet
Und mein Geschick nach meiner Wahl.

Gleich einem Schiffer, der verschlagen
Auf einem Eiland Zuflucht fand
Und Glücks genug. Er mag nicht klagen
Um seiner Sehnsucht fernes Land.

A. Kassau.

Der Weg zur Höhe.

Novellette von Ruth Goetz.

Die Mutter betrachtete ihr Kind bekümmert. Was hatte Helene so unselig verändert? Wenn sie früher des Abends aus dem Geschäft nach Hause kam, half sie lachend und freudig bei den kleinen Verrichtungen im Haushalt, sah ihre Kleidung nach, besserte sie aus und legte alles für den nächsten Tag bereit. Jetzt ging sie still und in sich gekehrt herum, kein Lachen flog über das Gesicht, kein freundliches Wort belebte die kleine Wohnung.

Und wenn die Tochter in ihr Zimmer ging, dann kam der Lichtschein noch stundenlang durch den Ritz der Thüre, dann hörte die Frau die müden Schritte des Mädchens, hörte das Knistern von Papier — es schien, als falte sie Briefe zusammen, die sie las und wieder las. Sollte sie fragen? Sie, die dem Mädchen stets wie eine treue, gute Freundin zur Seite gestanden, sollte sich gewaltsam in etwas drängen, was das Kind ihr verbarg? Nein, sie wußte es genau, — eines Tages würde Helene kommen, und an dem Herzen der Mutter Zuflucht suchen, ihr sagen, was sie bedrückte — eines Tages würde der Bann gebrochen sein. Die Mutter räumte den Abendbrodtisch ab und schob dem Mädchen auf einem Glasteller zwei Apfelsinen hin: „Iß Kind, — das wird Dich erfrischen, Du hast das so nöthig bei Deiner schweren Arbeit."

Da warf das Mädchen mit einer leidenschaftlichen Bewegung den Kopf zurück, eine tiefe Falte grub sich in die Stirn und die Augen glühten: „Ach, meine Arbeit, Mutter, ich hasse meine Arbeit. Den ganzen Tag sitze ich an der Maschine und schreibe fast mechanisch, gedankenlos, was andere mir vorbeten. Komme ich denn noch dazu, mich auf mich selbst zu besinnen? Habe ich denn etwas von meiner Jugend?"

„Aber Kind, Lena," wehrte Frau Erhardt erschrocken. „Wie kannst Du nur so sprechen. Sieh, Du bist noch jung, keine fünfundzwanzig. Das Leben liegt vor Dir. Du kannst heirathen, und Du wirst es hoffentlich auch ..." „Heirathen? Ich?" fiel Helene bitter ein. „Das glaubst Du wohl selber nicht, Mama. Aus unseren Kreisen heirathen die jungen Leute ebenso das Geld, wie in anderen Kreisen auch. Hat ein Mädchen nur einige Tausend Vermögen, so steigt es sofort im Ansehen. Dann darf man häßlich, thöricht, charakterlos sein, man findet immer eine Anzahl von Männern, die einen zur Frau begehren. Wir aber müssen noch glücklich sein, wenn einer von den Herren der Schöpfung uns für würdig genug hält, uns seine Aufmerksamkeit vorübergehend zu schenken."

„Sprich nicht so bitter, Lena." Frau Erhardt sah die Tochter traurig an. „Es giebt auch noch Männer, die den Werth einer gesunden und fleißigen Frau zu schätzen wissen, denen ein freundliches Gesicht ebenso lieb ist wie eine Mitgift, namentlich wenn die Ansprüche dann um so größer sind, ja oft gar nicht mehr im Verhältniß zu dem Vermögen stehen."

„Ach Mutter, wie schön Du sprichst, man könnte fast glauben, es ist so."

„Es ist auch so, Lena, glaube meinen Erfahrungen."

Einen Augenblick blieb es still in dem kleinen Zimmer, Lena starrte mit großen Augen hinaus in die Dunkelheit, in die ziehenden Nebel, die wie eine Last auf der Erde lagen. „Und wenn man schon wirklich ein solches Prachtexemplar, wie Du eben schilderst, findet," sagte sie dann und strich nervös über das Haar. In dem Gesicht lag eine Spannung, wie vor einem peinlichen Geständniß, — es war flammendroth unter der Umrahmung des blonden Scheitels. „Wenn man einen solchen Mann heirathet, — was dann, Mama? Man lebt unter dem gleichen Druck weiter und sieht nie den Weg, der zur Höhe führt. Ja, ich will auch einmal das Leben kennen lernen, einmal, wenn auch einmal nur, in vollen Zügen genießen, Glanz und Luxus haben und wissen, das gehört mir, wenn ich sterbe, will ich wissen, daß ich gelebt habe. Mama, Du kennst mich und weißt ich bin nicht neidisch, — aber als ich gestern Grete Witt traf, unsere Stenographin, so elegant angezogen, so sorglos und heiter, und wie sie mir erzählte, daß sie Tänzerin an einem Ballett sei, und ein herrliches Leben führe, da dachte ich voll Zorn, weshalb ich mich denn so quälen soll, um immer nur weiter im Staube zu kriechen. Ich bin gewiß so talentirt, wie Grete, stelle äußerlich ebenso viel vor, ich habe eine gute Stimme, — ich will auch etwas erreichen, auch den Weg betreten, der zu den Höhen führt. Morgen Abend will ich Grete besuchen, Du hast doch nichts dagegen, Mutter? Ich will mir ihre Herrlichkeiten einmal in der Nähe ansehen, ich möchte mit ihr sprechen."

Ein Ausdruck wahnsinnigen Schreckens ging über das Gesicht der Frau. Sie durfte es nicht erlauben, ihr Kind sollte ihr nicht entrissen werden von dem Moloch Genußsucht und Augenblicksglück. Aber, wenn sie die Zusammenkunft verbot, dann würde der Reiz des Geheimnißvollen stärker sein als ihr Wille. Und wie sie Helene jetzt betrachtete, die intelligente Stirn, die klugen, fragenden Augen, den Mund mit den unschuldigen Linien der Lippen, da wich plötzlich die bange Furcht. „Geh hin, mein Kind", sagte sie milde, mit einem überlegenen und spöttischen Lächeln. „Geh, und vergiß nicht, Wahrheit von Schein zu unterscheiden, dann wollen wir darüber sprechen."

* * *

Im ersten Moment war Helene geblendet. Je aufmerksamer sie aber die Dinge betrachtete, desto öfter fielen die Worte der Mutter ihr ein: „Vergiß nicht, Wahrheit vom Schein zu unterscheiden."

Grete saß in einem eleganten Kleid aus leichter, grüner Seide ihr gegenüber. Der grüne Ton hob das leuchtende Roth des Haares, aber dem Gesicht sah man um so deutlicher einen Zug grenzenloser Mattigkeit und Abspannung an. Der Mund senkte sich in zwei harten Endlinien fast senkrecht herab, die Lider lagen über den unruhig flackernden Augen.

„Erzähle mir etwas aus Deinem Leben," bat Grete und neigte sich zu der ehemaligen Kollegin hin. „Wie lange ist es her, daß wir uns nicht mehr gesprochen haben, — weißt Du noch, wie wir friedlich nebeneinander saßen, in unseren großen schwarzen Aermelschürzen, und am Abend gingen wir lustig nach Haus, in unser bescheidenes Heim, die ganze Woche freuten wir uns auf den Sonntag; wie herrlich es war, wenn wir Sommer und Winter, ob es regnete oder die Sonne lachte, unsere Spaziergänge machten? Alles konnte uns entzücken, jeder Vogel in der Luft, jedes Blatt am Baum. Da waren wir noch wirklich froh, und das Herz jung." Sie lehnte sich hintenüber, langsam füllten die Augen sich mit Thränen. Helene sah mit wachsendem Staunen die Freundin an. Wie sie hier saß, umgeben von Luxus und Eleganz in der kleinen behaglichen Wohnung, schien nichts ihr zum Glück zu fehlen. Und sie dachte voll schmerzlicher Wehmuth an die arbeitsreiche Zeit zurück, in der sie ihre Jugend in der dumpfen Kontorstube vergraben, nichts wußte von den Herrlichkeiten, die das Leben denen giebt, die auf seinen Höhen wandern.

„Grete, — das sagst Du?" entgegnete Lena bestürzt und legte den Ton auf das „Du". „Hast Du nicht alles, was eine Frau, ein Mädchen nur erträumen kann. Du bist jung, schön, gefeiert, alles liegt Dir zu Füßen, — und verzeih, ich glaube Du hast auch einen Menschen, den Du gern magst, ich sah Dich oft mit einem jungen Mann, — er war schön, elegant, — ich sage es Dir ehrlich, ich beneide Dich."

„Ach mein Gott." Grete lachte auf, ein gellender Ton klang hindurch. „Du beneidest mich, — weshalb, weil ich alles habe! Ich bin jung, davon haben nur die etwas, die mich auf der Bühne sehen, — ich bin schön — und muß zittern, nicht häßlich zu werden, weil meine Laufbahn dann zu Ende ist, und mit Todesentsetzen bemerke ich jedes Fältchen in meinem Gesicht, mit wahnsinnigem Erschrecken entdecke ich die Flecken in meinem Antlitz, die die Schminke zurückläßt, und der Mann, der mich liebt —" sie stand auf, in den Augen das unruhige Flackern, die Lippen tief herabgezogen, — „der Mann, Lena, — er hat mich schon verlassen. Ich, — eine kleine Tänzerin, ein Mädel aus dem Chor, wie tausend Andere, ich bin ein Spielzeug, wie tausend Andere. Bin ich bei guter Laune, lustig, lache ich, dann ist man mit mir zufrieden. Wenn es mir aber einfallen sollte, Herz zu zeigen oder gar Theilnahme und Mitgefühl zu beanspruchen, — dann, wehe mir. Wie oft habe ich an Dich gedacht, Lena, Du hast Deine Mutter, einen Menschen, der Dir vom ganzen Herzen zugethan ist, Dir bleibt Zeit, etwas zu lesen, Deinen Geist zu bilden, heirathest Du einmal, dann weißt Du gewiß, Du wirst um Deiner selbst willen geliebt und begehrt, nicht, weil Du ein Schaustück bist, wie ich, bewundert von der Menge, die Dich sofort vergißt und verstößt, wenn Zeit und Leben anfangen, ihre grausame Schrift Deinem Antlitz aufzuschreiben. Und heirathest Du nicht, dann kannst Du Dir einst, am Ende Deiner Tage sagen: „Ich habe gearbeitet und gestrebt, Liebe gegeben und Liebe empfangen, ich ging den Weg, der zum Himmel führt." — In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft. Das Mädchen brachte einen Eilbrief. Mit zitternden Händen erbrach ihn Grete: „Meine Schwester ist krank und verlangt nach mir. — O, mein Gott."

Lena wollte trösten: „Beruhige Dich, Grete, — reise hin, es ist ja nicht weit, vier Stunden nur, bis Hamburg."

„Vier Stunden," wiederholte sie mechanisch. „Vier Stunden, ja, aber heute Abend ist Premiere, ich darf nicht fehlen, ich tanze allein einen Tanz, es ist ... es wäre mein Unglück, was soll ich thun?"

— — — — Als Lena an diesem Abend nach Hause kam, lief sie hinein in das Zimmer der Mutter, stürzte auf sie zu und küßte sie lachend unter Thränen: „Mutter, liebste Mutter, verzeih,, verzeiß."

Frau Erhardt streichelte das Haar der Tochter und lächelte. Sie wußte alles, hatte alles verstanden — und verziehen.

Tunnelbauten.

Von Hans Dominik.

Der alte mathematische Grundsatz, daß die gerade Linie der kürzeste Weg ist, hat bereits vor Jahrzehnten seine technische Einkleidung in Form des Tunnels gefunden. Gewaltige Gebirgsstöcke von der Mächtigkeit des St. Gotthard, des Mont Cenis oder gar des Simplon sind von den modernen Tunnelerbauern glatt durchstochen worden. Weder überreiche siedende Quellen, noch brüchiges, alles verschüttendes Gestein, noch auch ein Gebirgsdruck, der selbst massive eiserne Rippen zu knicken drohte, konnten die Menschheit in ihrem Vorhaben aufhalten, und sicher rollen die Eisenbahnzüge heute durch den Leib der Alpen.

Dem harten Felsen ging man mit Bohrmaschinen und Dynamit zu Leibe, und je fester er war, desto besser war es, denn desto fester stand auch das Tunnelrohr. Die neue Zeit brachte indeß neue Aufgaben. Nicht mehr durch harten Fels, sondern durch den weichen, schier unergründlichen Schlamm der Flußgründe, durch den Sumpfboden alter Städte mußte man Tunnels bohren, um dem städtischen Schnellverkehr der Neuzeit ein passendes Bett zu bereiten. Mit einem Schlage stand die Technik vor ganz neuen Aufgaben und mußte neue Lösungen finden. Hatte man früher gewissermaßen mit einem Holzbohrer im harten Holz gebohrt, so sollte man jetzt plötzlich in einem ziemlich nachgiebigen Brei, ja stellenweise in einer fast flüssigen Suppe ein zuverlässiges Tunnelrohr herstellen. Das erste Mittel dazu war der Druckschild. Bereits der vielseitige und geistreiche englische Ingenieur Brunnel hatte den Druckschild um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei der Erbauung des ersten Themsetunnels erfolgreich benutzt, und in verbesserter Form hat er bis in die letzten Monate bei den verschiedensten Tunnelbauten, z. B. bei der Untertunnelung der beiden New York umgebenden Gewässer, des Hudson und des East River, Anwendung gefunden. Das Bohrverfahren mit Hilfe des Druckschildes ist verhältnißmäßig einfach. Man stelle sich einen aus schweren Eisenblechen zusammengenieteten Körper vor, der etwa 12 bis 15 Fuß Durchmesser und 12 bis 15 Fuß Länge hat. Das ist der sogenannte Druckschild. Man könnte sich denken, er würde einem Riesen auf den Finger gesteckt, und der bohrte ihn durch den Schlamm und Sand eines Flußbettes hindurch.

Aber erstens haben wir keine Riesen zur Verfügung und müssen daher ein anderes Gewaltmittel, nämlich die hydraulische Presse, anwenden, um den Druckschild durch den Flußgrund zu treiben. Ferner müssen wir damit rechnen, daß der Schlamm und Sand hinter dem Druckschild gleich wieder zusammenstürzen würden, wenn wir das eben erbohrte Tunnelstück nicht sofort mit soliden eisernen Wänden auskleiden, die den Erddruck aufnehmen. Damit sind wir aber der Bohrtechnik mit dem Druckschild schon sehr nahe gekommen. Wir stecken ihn in einer tiefen Baugrube neben dem zu untersuchenden Fluß in das Erdreich, und zwar so, daß der Riesenfingerhut wagerecht liegt und seine Spitze zum andern Flußufer hinzeigt. Nun beginnen wir von der Baugrube aus bereits in ihn hinein das eiserne Tunnelrohr zu bauen. Ferner schließen wir die Baugrube nach oben hermetisch ab und lassen Druckluft in sie treten, da uns anderseits das Flußwasser in die Grube dringen und der ganze Tunnel versaufen würde. Nun hat unser Riesenfingerhut wie alle besseren Zauberapparate einen doppelten Boden. Der vorderste Boden hat einzelne kleinere Fenster, die geöffnet werden können, so daß man durch sie hindurch in den kompakten Flußgrund schaut. Der zweite Boden hat eine größere Thür. In diese vorderste Arbeitskammer des Druckschildes, zwischen diese beiden Böden des Fingerhutes, treten nun Arbeiter ein, öffnen die Luken des vorderen Bodens und beginnen den Flußgrund hineinzuschaufeln. Gleichzeitig treten die hydraulischen Pressen zwischen dem bereits festliegenden eisernen Tunnelstück und dem Druckschild in Thätigkeit und wuchten mit vielen tausend Pfunden gegen den Fingerhut. Nun kommt Leben in das Ganze. Während die Arbeiter unermüdlich Flußgrund hineinschaufeln, der fortwährend nach der Baugrube hin abgefahren wird, rückt der Druckschild allmählich im Flußgrund vor. Eine Yard nach der andern rückt er vor. Fortwährend wird indeß der eiserne Tunnel hinter ihm nachgebaut. Noch bevor das weite offene Ende des Fingerhutes über den vorhandenen Tunnel hinaus und von ihm abgleiten kann, werden neue eiserne Tunnelringe angesetzt, und so folgt das Rohr dem Druckschild getreulich nach, während dieser dem fernen Ziel, der anderen Flußseite, entgegenwandert. Auf diese Weise ist seinerzeit der Spreetunnel bei Berlin gebaut worden, und mit dem Druckschilde wurden East River und Hudson unterfahren. Das Druckschildverfahren gestattet es, auch das allerschwierigste und der Tunnelbaukunst früherer Jahre unzulängliche Gelände mit Sicherheit zu unterfahren. Wenn einmal das große Projekt des englisch-französischen Kanaltunnels zur Ausführung kommt, so werden dabei Druckschilde höchstwahrscheinlich eine bemerkenswerthe Rolle spielen. Trotzdem hat sich die fortschreitende Technik bei dieser Errungenschaft nicht beruhigt, sondern bereits wiederum ein anderes und recht vortheilhaftes Bauverfahren, die sogenannte Caissongründung, erstellt. Dabei geht man von dem Gedanken aus, den ganzen Tunnel auf der Flußoberfläche fertigzumachen und dann in das Flußbett einzusenken. Der Gedanke ist fürwahr recht kühn, aber er ist durchführbar und an zwei Stellen, nämlich unter der Seine in Paris und unter dem Detroitfluß zwischen Michigan und Kanada, auch bereits erfolgreich durchgeführt worden. Dabei hat sich gezeigt, daß das Verfahren sogar um etwa 20 v. H. billiger geworden ist als die Druckschildbohrung, und so werden wir auch bereits im nächsten Jahr anläßlich der Untergrundbahnbauten in Berlin eine Untertunnelung der Spree nach dem Caissonverfahren erleben.

Der Arbeitsvorgang selbst stellt sich, wie folgt, dar. Auf einer schrägen Werft am Flußufer werden die einzelnen Tunnelabschnitte, gewaltige Eisenrohre von etwa 15 Fuß Durchmesser und 350 Fuß Länge, hergestellt und an den Enden durch je eine wasserdichte Bohlenwand verschlossen. Solch Rohr ruht auf einer kräftigen hölzernen Bohlenform und trägt eine äußere Umzimmerung, die angibt, wie stark das eiserne Rohr mit Beton umkleidet werden soll. Die fertigen Tunnelabschnitte wurden am Detroitriver wie Schiffe vom Stapel gelassen und von Schleppdampfern über den Fluß gezogen. Inzwischen hatte man an der Stelle, die der Tunnel einnehmen sollte, in den Boden des Flusses von Ufer zu Ufer einen breiten und tiefen Kanal gebaggert. Ueber diese wurde Tunnelstück um Tunnelstück gefahren und allmählich in die Rinne versenkt, während gleichzeitig Taucher die einzelnen Stücke sicher und wasserdicht verschraubten. Dann wurde um die eisernen Röhren herum in die Zimmerung Beton geschüttet, der in wenigen Wochen granitsteinartig erhärtete. Die gebaggerte Rinne wurde über den Tunnel mit Geröll und Steinschlag wieder geschlossen, und das Tunnelinnere wurde wasserleer gepumpt, ebenfalls mit Beton ausgefüttert und mit Eisenbahnschienen, Stromzuführungen usw. versehen.

In ähnlicher Weise hat man es in Paris gemacht. Der Tunnel unterfährt hier zwei Seinearme und eine dazwischenliegende schlammige Insel. Der Untergrundbahnhof wurde mitten auf dieser Insel fertig montirt und dann nach dem Caissonverfahren tiefer und immer tiefer versenkt, bis er schließlich drei Stockwerke unter der Erdoberfläche lag. Mit derartigen Ausführungen nähern wir uns bereits Konstruktionen, die vorläufig noch sehr phantastisch erscheinen, aber für den französischen Kanal bereits allen Ernstes vorgeschlagen worden sind, nämlich den frei im Wasser liegenden Tunnels. Man hat unter anderem auch ein Projekt ausgearbeitet, demzufolge die Eisenbahntunnels zwischen England und Frankreich einfach frei im Wasser auf dem Meeresgrunde liegen sollen, natürlich auf eingerammten Pfählen genügend fundirt, aber doch selbst außerhalb des Grundes. Eine solche Bauweise würde sicherlich sehr viel billiger werden als ein durch den Grund gebohrter Tunnel. Freilich würde es nicht nach jedermanns Geschmack sein, sich solchem gebrechlichen Eisenrohr anzuvertrauen. Auch könnte ein sinkendes Schiff, das gerade auf den Tunnel fällt, unangenehme Wassereinbrüche bewirken. Wie sich jedoch die Technik kommender Jahrzehnte und Jahrhunderte dazu stellen wird, läßt sich heute nicht sagen. Vielleicht kommen wir mal in ein Zeitalter, da ein beweglich gegliederter eiserner Tunnel zwischen Europa und Amerika in ähnlicher Weise ausgelegt wird wie heute etwa ein elektrisches Kabel von einem Kabeldampfer, in ein Jahrhundert, in dem die Eisenbahnzüge in solchen eisernen Röhren sicher von England nach New York fahren, während die Ungeheuer der Tiefe sich an den Außenwänden dieser Röhren reiben, ebenso wie sie heute gelegentlich ihre Kräfte an Telegraphenkabeln versuchen. Unmöglich ist diese Entwicklung nicht, wenn man in Betracht zieht, welchen ungeahnten Aufschwung und welche Veränderungen die Tunnelbautechnik bereits während des letzten Menschenalters durchgemacht hat.

's automobilfromme Roß.

Humoreske von E. Ritter.

Am Stammtisch „Zum blauen Ochsen" in Michelsdorf waren wieder einmal die Honoratioren des Ortes versammelt und zwar diesmal in außergewöhnlicher Anzahl. Gegenstand der ziemlich lebhaften Debatte war das verwünschte Schnauferl, und was die Bauern an Kraftausdrücken auf Lager hatten, das luden sie an diesem Abend auf das verhaßte Fahrzeug ab. Nicht so sehr der Staub, das Gerassel und der Gestank waren es, was die Bauern so in Harnisch brachte, sondern vielmehr das Scheuen ihrer Pferde und der Schaden und Verdruß, den sie dadurch erlitten. Die hitzigsten Reporterphantasien waren nichts gegen die Pläne, welche die Bauern von Michelsdorf ersannen zu einem Vernichtungskampf gegen das Automobil, aber zum Glück für beide Theile blieb es beim guten Willen.

„Man sollt' halt ein Mittel haben gegen das Scheuwerden der Pferde," meinten die Bedächtigeren, „nacha gang die Sach a sa aa!" Aber da sprang auch schon der Zapfelbauer, der sich bisher ruhig gehalten hatte, auf und rief mit dröhnender Stimme: „Des Mittel, des hab i!" Und nach einer Pause allgemeiner Mundsperre seiner Zuhörer erklärte er weiter: „So a „Lampen", wia der Schullehrer wölche hat, der die Bilder af die Wänd' hinzaubert, brauchet i halt. Wann i eppa mein' Hausl im Stall so a paar Automobilbilder zoag, wird er sich wohl mit der Zeit an das Zeug g'wöhna!"

Die Bauern von Michelsdorf wiegten die Köpfe hin und her — die Idee war nicht schlecht! Und nachdem sie die Sache erst richtig erfaßt hatten, waren sie Feuer und Flamme dafür. Gleich morgen sollte die Probe gemacht werden, und da der Lehrer sich lächelnd bereit erklärt, seine Kinematographen zu diesem Zwecke herzugeben, so versammelten sich am anderen Tage die Bauern in dem geräumigen Stalle des Zapfelbauern, um voll Spannung der Wunder zu harren, die da kommen sollten. Der Schullehrer hatte eigenhändig die Bedienung des Apparates übernommen, während die Bauern sich insofern aktiv an der Zauberei betheiligten, als sie mit alten Blechkannen, Feuerzangen, „Hafendeckeln" usw. ausgerüstet waren, um durch nöthigen Lärm die Szene zu beleben. Also war alles in Bereitschaft. Der Lehrer that einen Knipser an seiner Lampe, und an der Wand entstand ein heller Kreis mit einem schwarzen Punkt darin. Der schwarze Punkt war das Automobil. Nun drehte der Lehrer an einer Kurbel und in fabelhafter Schnelle wuchs der schwarze Punkt zu einem riesenhaften Ungeheuer, das mit gespenstischer Geschwindigkeit auf den erschrockenen „Hansl" zukam. Die Bauern johlten vor Vergnügen und als der Zapfelbauer mit einem laut gebrüllten: „Jetzat los!" das Signal zu dem nothwendigen Getöse gab, da entstand ein Heidenskandal in dem sonst so ruhigen Stall, der seinen Höhepunkt darin erreichte, daß das schemenhafte Automobil dem entsetzten Hansl direkt in die weitaufgerissenen Augen fuhr. Er fand aber auch zugleich damit seinen Abschluß, denn das geängstigte Thier riß sich los und stürmte in wilden Sätzen über die Michelsdorfer hinweg ins Freie.

Das war nun ein schmähliches Fiasko, und unter derben Verwünschungen machten sich die Bauern davon. Der Zapfelbauer ließ den Kopf hängen, so tief er konnte. Denn nicht nur, daß seine so vielversprechende Idee jammervoll zuschanden geworden war, so mußte er jetzt auch noch den beißenden Spott und Hohn seiner genarrten Nachbarn ertragen.

Aber ein rechter Bauer ist zäh. Im geheimen setzte er unter getreuer Beihilfe des Lehrers seine Versuche fort und hatte nach einigen Wochen wirklich die Freude, seine Mühen durch den Erfolg gekrönt zu sehen. Der Hansl gewöhnte sich noch und nach an das sausende Schattenbild, und zuletzt brachte es ihn nicht mehr aus dem Gleichgewicht als eine Fliege an der Wand. Nunmehr konnte es der Zapfelbauer wagen, die Probe öffentlich zu machen. Und er wagte es, und nach einiger Zeit begegnete er mit seinem Gefährt direkt vor dem Michelsdorfer Wirtshause einem daherrasenden Automobil. Dem Zapfelbauern ging es in der Brust wie ein Dampfhammer, aber im Bewußtsein seines nahen Triumphes verlor er die Ruhe nicht, sondern lenkte seinen Wagen gleichmüthig zur Seite. Das Automobil sauste vorüber, ohne daß sich der brave Hansl rührte. Als es aber vorbei war, blieb das Pferd plötzlich stehen, öffnete die Nüstern und sog mit heftigem Schnauben die Luft ein. Dann wieherte es laut auf und fort ging es über Stock und Stein, bis der Wagen unter Verlustgabe eines Rades an einem Baume hängen blieb. Mit Anspannung aller Kräfte konnte hier der Zapfelbauer das keuchende Roß bändigen und, mühselig den Wagen schleifend, kehrten Roß und Lenker wieder nach Michelsdorf zurück. Zerschunden von den Aesten des Baumes hinkte der Bedauernswerthe neben seinem bockbeinigen Rößlein daher ein Bild des Jammers, ein Opfer seiner Ideen. Keinen Blick wagte er vom Boden auf zu thun, denn vor dem Wirthshause stand jetzt ein großer Haufe neugieriger Bauern, die die mißlungene Probe mit angesehen hatten. Und schon erwartete der Zapfelbauer wiederum einen Hagel loser Spottreden auf sein Denkerhaupt niedergehen zu hören, als er zu seiner grenzenlosen Ueberraschung ein Gemurmel des Beifalls vernahm, das ihn trotz seines Ungemaches empfing.

„Bravo, Zapfelbauer," rief der Leitnerwastl, „guat is' ganga, g'rad' guat, aba an oans hast halt net gedacht, nämlich n den G'stank."

Richtig — das war's, und darum hatte der Hansl auch so geschnubbert! Wie der Blitz gings dem Zapfelbauern durch das Gehirn — darauf hatte er bei der Probe vergessen! *

Das erste Mittagessen.

Heut' hab' ich zum ersten Male gekocht,
Als junge Frau.
Ach Gott! Wie hat mir das Herz gepocht,
Wie war mir flau!
Doch überstanden ist es jetzt
Und glücklich vorbei.
Mein Mann ist nach wie vor gesund
Und bleibt mir treu!

Der Mensch denkt.

„Wenn ich 'mal verheirathet bin, dann werd' ich der Herr im Hause sein, sagte der kleine Fritz.

„Das hat Dein Vater auch gedacht, wie er in Deinem Alter war," erwiderte die Mama.

Vorschlag zur Güte.

Junge Frau (nach dem ersten Streit in der Ehe): „Und damit so etwas nicht mehr vorkommt, lieber Viktor, schlage ich vor: Sind wir gleicher Meinung, hast Du Recht, sind wir aber verschiedener Meinung, hat' Ich Recht!"